

8. KAPITEL

Die verhängnisvolle Jagd

Die Cheyenne waren in Aufregung. Kundschafter hatten die Fährte einer Bisonherde aufgespürt, und 30 der besten Krieger würden morgen den ganzen Stamm mit dem guten Fleisch der riesigen Tiere versorgen. Am Abend zeichneten Männer die Gestalt eines Bisons in die weiche Erde. Dann tanzten die 30 Jäger um den Bison und baten den Geist dieses mächtigen Tieres um eine gute Jagdbeute. Die Trommeln schlugen dazu laut und aufpeitschend. Der Mediziner versetzte sich in Trance, um das Ergebnis der Jagd zu erfragen. Alle starrten gebannt auf ihn. „Morgen werdet ihr reiche Beute machen. Der Geist des Bisons ist euch gut gesonnen. Gleich nach Sonnenaufgang sollt ihr losziehen.“ Wieder setzten die Trommeln ein. Alle waren in erregter Stimmung. So eine Bisonjagd war ein nicht alltägliches Ereignis. Würden die Jäger genug Tiere erbeuten, damit sie alle den erbarmungslosen Winter überstanden? Würden auch alle Jäger zurückkommen?

Tapferes Herz und Kirschaube saßen in ihrem Tipi. Kirschaube kämmte sich mit dem Schwanz eines Stachelschweines das lange dunkle Haar. Das Haar seiner Schwester erinnerte Tapferes Herz immer schmerzhaft an das der Mutter. Kirschaube sah ihn fragend an. „Warum schaust du nicht zu? Niemand wird es dir verwehren.“ – „Mein Platz ist hier, nicht bei den anderen draußen.“ Kirschaube erschrak über den harten Ton seiner Stimme. „Leben wir denn allein? Wir gehören zu ihnen. Sonst müssen wir unser Tipi draußen in der Prärie aufschlagen. Du weißt, dass längst nicht alle mit dem einverstanden waren, was Schwarze Wolke tat, aber sie leben in Angst. Außerdem sind da noch die Großeltern und die Brüder unserer Mutter. Willst du zu ihnen auch nicht mehr gehören?“ Tapferes Herz antwortete nicht. Er legte noch etwas Holz

auf die Feuerstelle in der Mitte des Tipis. Dann ließ er sich so wie er war auf sein Fell fallen und stellte sich bald schlafend.

Kirschaug seufzte tief auf. Tapferes Herz konnte stur sein, das wusste sie. Aber es war unklug, seinem Hass freien Raum zu geben. Sie waren Cheyenne, ein Teil ihres Stammes, ohne den sie nicht leben konnten. Sie mussten die Vergangenheit vergessen können und ganz neu anfangen. Tapferes Herz hatte sich nur so unbeteiligt gegeben; in Wirklichkeit überlegte er sich die Worte seiner Schwester sehr genau. Beide gehörten zu ihrem Stamm, es blieb ihnen keine andere Wahl. Ausgestoßen zu werden war für einen Indianer die schlimmste Strafe. Allein auf sich gestellt, würde er nach einiger Zeit hilflos den wilden Tieren und vor allem den feindlich gesinnten Indianerstämmen ausgeliefert sein. Jeder würde gnadenlos Jagd auf ihn machen, denn keiner würde einen Geächteten in seinem Stamm aufnehmen wollen. Wenn das schon für einen erfahrenen Krieger einem Todesurteil gleichkam, wie sollten sie dann erst durchkommen? Doch der Hass und die Bitterkeit tobten in seinem Herzen, und er fragte sich, wie er denn mit ihnen leben konnte. Vielleicht hatte er zu vorschnell beschlossen, die Geister nicht mehr um Hilfe anzurufen. Sie allein konnten ihm zu Achtung in seinem Stamm verhelfen. Wenn ein Geist ihm besondere Macht verleihen würde, wäre die Schande weggewaschen. Aber ob er den Geistern nicht zu jung war? Gleich morgen Abend, wenn alle zum Dank für die gute Beute tanzten, würde er die Geister anrufen.

Der nächste Tag hüllte sich in graues Dunkel. Regentage im Hochsommer waren ausgesprochen selten, und so schauten die Indianer erstaunt zum Himmel. Als die Männer sich für die Vorbereitung zur Jagd trafen, wandte Wachsender Fuchs ein: „Die Wolken gefallen mir nicht. Es sieht nach einem Unwetter aus. Wir sollten die Jagd vielleicht verschieben.“ Auch Rote Feder, der Vater von Kleiner Bach, war skeptisch. „Ich bin auch dafür. Wenn wir in ein Un-

wetter geraten, könnte es sehr gefährlich für uns werden.“ Einige nickten. Alle standen unschlüssig da. Doch dann sagte einer der Jäger: „Sind wir denn zu Weibern geworden, dass wir auf jede kleine Wolke achten? Schwarze Wolke hat uns eine gute Beute versprochen. So lasst uns endlich aufbrechen. Wir sollen gleich nach Sonnenuntergang losgehen.“ Wachsender Fuchs zuckte mit den Schultern. Niemand brauchte ihn ein Weib zu nennen, weil er vor einem Unwetter warnte. Doch wenn sie gehen wollten, an ihm sollte es nicht liegen.

Dann ritten die 30 ausgesuchten Jäger mit stolz erhobenen Köpfen auf ihren besten Pferden durch das Lager. Die Pferde waren ungewöhnlich nervös, und man brauchte einige Kraft, um sie im Zaum zu halten. Wachsender Fuchs suchte mit seinen Augen nach den Kindern, um Abschied zu nehmen. Doch nur Kirschaue stand vor dem Tipi mit nachdenklichem, ernstem Gesicht. Als Wachsender Fuchs sie sah, versetzte es ihm einen Stich. Dieses unternehmungslustige Mädchen war eine ernste Person geworden. Er hob die Hand zum Gruß; da verschwand Kirschaue im Zelt. Wachsender Fuchs konnte sich denken, warum Tapferes Herz nicht erschien. Die verbitterte Haltung des Jungen war auch ihm nicht entgangen. Sogar gegen ihn wandte sich Tapferes Herz. Wachsender Fuchs quälte sich oft mit Selbstvorwürfen, weil er die Situation damals nicht richtig eingeschätzt hatte. Nie hätte er gedacht, dass der Fluch des Medizinmannes so schreckliche Auswirkungen haben könnte. Darum war er auch so zurückhaltend geblieben, selbst nach dem geheimnisvollen Verschwinden von Großer Bär. Er war zu gedankenlos gewesen. Viele Indianer starben durch einen Braunbären, auch ohne einen Fluch. So hatte er den Tod von Großer Bär auch nicht richtig als eine Rache der Geister verstanden. Aber was hätte er ändern können? Mit diesem Gedanken zermürbte er sich seit dem Tod seiner Schwester. Doch er wusste keine befriedigende Antwort. Nun sah er seine besondere Aufgabe darin, den Kindern ein wenig

den Vater zu ersetzen. Auch wenn es nicht einfach war, heute wollte er ihnen einen Bison bringen. Einen musste er für sich und die Eltern erledigen, also brauchte er viel Jagdglück. Alle schauten den Jägern nach, bis ihre Silhouetten am Horizont verschwanden. Jeder versuchte seiner normalen Tätigkeit nachzugehen, aber immer wieder bildeten sich kleine Grüppchen, die über frühere Bisonjagden sprachen oder darüber diskutierten, wie es den Jägern erging. Fast unbemerkt wurde der Himmel von einem unheilvollen Dunkel überzogen. Erst als ein greller Blitz am Himmel zuckte, achteten die erschrockenen Indianer auf das Wetter. Donner und Blitz würden die Pferde erschrecken – das konnte auf einer Bisonjagd lebensgefährlich werden. Stimmen unter den Cheyenne wurden laut, warum man nicht früher auf die Sturmzeichen des Himmels geachtet hatte. Waren nicht schon einige der Jäger mit schweren Bedenken auf die Jagd gegangen? Doch auf die gute Voraussage des Medizinmannes vertrauend, hatten sie sich hinausgewagt.

Schwarze Wolke ließ sich nicht blicken. Die Aufregung im Stamm steigerte sich immer mehr. Schwarze Wolke saß in seinem Tipi. Auch er hatte seit einer Weile schon besorgt den Himmel beobachtet. Was war schief gelaufen? Wenn die Jäger mitten in der Jagd von diesem schweren Gewitter überrascht wurden, konnte es zu einer Katastrophe kommen.

Ihm war zugetragen worden, dass Wachsender Fuchs heute morgen davon abgeraten hatte, loszureiten. Das verschlechterte seine Situation noch mehr. Die Jäger ritten allein auf seine gute Voraussage los. Wenn nun etwas passierte, war Wachsender Fuchs der große Held, ihn aber würden sie zur Verantwortung ziehen. Die Zeit verging, ohne dass die Jäger zurückkehrten. Nun musste Schwarze Wolke damit rechnen, dass ein Unglück passiert war... Aber hatten ihm die Geister nicht eine gute Beute versprochen? Hatte er den Geist des Bisons falsch verstanden? Wie konnte er seine Ehre retten? Lange saß der Medizin-

mann unbeweglich da. Seine Gedanken schossen ihm wirr im Kopf herum. Wenn nur einer der Jäger sein Leben bei diesem Unternehmen lassen musste, würden sie von ihm Rechenschaft fordern. Der Mediziner überlegte sich, was sich zugetragen haben könnte. Er bereitete sich auf eine schwierige Situation vor. Er war jetzt auf einen rettenden Einfall angewiesen.

Tapferes Herz und Kirschaug saßen besorgt in ihrem Tipi. Wenn nun auch noch dem Onkel etwas passierte? Ein gewaltiger Donner ließ Kirschaug erzittern. Unwillkürlich dachte sie an den Fluch. Holten sich die Geister nun auch Wachsender Fuchs? Tapferes Herz betrachtete die zitternde Schwester, und er erahnte ihre Gedanken. Er setzte sich dicht neben sie, legte den Arm um ihre Schultern und versuchte sie zu trösten: „Mach dir keine unnötigen Sorgen. Wachsender Fuchs ist ein guter, erfahrener Jäger. Es wird ihm schon nichts passieren.“ Doch die Worte klangen ihm selbst hohl in den Ohren. War nicht der Vater ein noch erfahrenerer Jäger gewesen? Trotzdem hatte er sterben müssen. Und das, weil er durch einen seltsamen Zufall Pfeile und Bogen vergessen hatte. Waren nicht alle Jäger vorsichtige Männer, die sonst stets das schlechte Wetter beachteten? Es fröstelte ihn bei dem Gedanken. Wie konnte alles weitergehen, wenn der Fluch auch Wachsender Fuchs das Leben kosten würde? Dann wollte auch er nicht mehr leben; dessen war er sich sicher. „Lass uns etwas essen, dann kommen wir auf andere Gedanken.“

Kirschaug stand gehorsam auf und bereitete ihnen ein Rübengericht zu. Manchmal war das Essen, das sie zusammenbrutzelte, kaum genießbar. Doch Tapferes Herz sparte nie mit Lob, und Kirschaug war ihm dafür sehr dankbar. Sie würde es schon noch richtig lernen, um ihren Bruder für seine Geduld zu entschädigen. Mit hängenden Köpfen saßen die Geschwister vor ihrem Essen. Keiner von beiden hatte recht Hunger. Das Gewitter war noch Furcht erregender geworden, und der Sturm zerrte an ihrem Tipi. Draußen war es erschreckend finster, und die Jäger waren

immer noch nicht zurückgekehrt. Jeder saß angstvoll in seinem Zelt. Nun war es sicher, dass etwas Furchtbares passiert sein musste.

Plötzlich hörte man laute Schreie im Lager. Einer hatte die Jäger entdeckt! Alle rannten ihnen entgegen, doch der erste an der Spitze blieb wie angewurzelt stehen. Nur wenige Pferde tauchten aus dem Unwetter auf. Manche der Tiere trugen zwei Reiter auf dem Rücken, und alle schleiften auf Holzgestellen eine stumme Last hinter sich her. Keiner sprach ein Wort. Jeder konnte sich vorstellen, was vorgefallen war.

Die Jäger kamen näher, und nun konnte ein geübtes Auge sie schon voneinander unterscheiden. Ein Raunen ging durch die Reihen, wenn jemand eine bekannte Gestalt erspähte und es an die anderen weitergab. Tapferes Herz und Kirschaugé standen am Rande der wartenden Menge. Das Herz schlug ihnen bis zum Hals. Plötzlich erfasste Tapferes Herz den Arm seiner Schwester, und während er noch angespannt in die Ferne starrte, drückte er immer fester zu. „Er ist es! Wachsamé Fuchs ist bei den Lebenden!“ Tränen der Erleichterung liefen ihm übers Gesicht. Doch Kirschaugé konnte ihren Blick nicht von den starren Gesichtern derjenigen abwenden, die ihre Verwandten nicht unter den Lebenden entdeckten. Wie gut



konnte sie nachfühlen, was in ihnen vorging, war doch auch ihre Wunde noch nicht verheilt! Kirschaue sah, wie die Mutter ihrer Freundin sich abrupt umdreht und steif auf ihr Tipi zugeht. Kleiner Bach, ihre jahrelange Spiegegefährtin, folgte der Mutter mit gesenktem Kopf. Also war auch Rote Feder unter den Toten. Wie gerne hätte Kirschaue jetzt ihre Freundin getröstet; doch sie fürchtete sich, wieder abgewiesen zu werden.

Die Gruppe hatte das Lager erreicht. Hier und da ertönte schon lautes Wehklagen. Die Jäger hatten müde, starre Gesichter, denen man das erschütternde Erlebnis ansah. Stumm luden sie ein Bündel nach dem anderen ab und legten sie nebeneinander. Grauer Adler löste sich aus der Menge und trat auf Wachamer Fuchs zu. „Was hat es gegeben? Berichte uns.“ In den Augen von Wachamer Fuchs stand noch der ganze Schrecken der letzten Stunden. In seiner knappen Art schilderte er ihnen, was geschehen war: „Wir kamen in ein furchtbares Gewitter, gerade als wir uns der Bisonherde näherten. Die Pferde, die schon vorher außergewöhnlich nervös waren, konnten wir nun nicht mehr bändigen. Sie jagten mitten in die Herde hinein. Die Bisons, die auch völlig kopflos waren, rammten ihre Hörner in die Pferde und zertrampelten unsere Männer. Einigen von ihnen gelang es, auf andere Pferde aufzuspringen und dadurch ihr Leben zu retten. Wir verloren 18 Männer und 22 Pferde.“ Wachamer Fuchs wischte sich über das Gesicht, als wolle er so ein schreckliches Bild verscheuchen. Plötzlich funkelten seine Augen, er erhob die Stimme und rief in die Menge: „Wo ist Schwarze Wolke? Reiche Beute hat er uns versprochen! Das machte alle blind für die Gefahr. Ich wollte am Morgen nicht losziehen, doch ich wurde ein Weib genannt. Der Medizinmann hatte ihre Sinne verblendet. Wo ist er?“ Wachamer Fuchs erhielt keine Antwort. Es war totenstill. Die Jäger nickten beschämt. Genauso hatte es sich zugezogen. Sie wollten nicht auf die Warnungen von Wachamer Fuchs und Rote Feder, der nun zu den Toten zählte,

hören, weil sie den Worten von Schwarze Wolke Vertrauen schenkten. Wütend schaute Wachsender Fuchs in die Menge. Er konnte den Mediziner nirgends entdecken. Dieser hatte allen Grund, nicht zu erscheinen! Zornig und ohne sich nach Grauer Adler umzusehen, begab sich Wachsender Fuchs zum Tipi des Mediziners. Alle Stammesglieder folgten ihm. Auch sie hatten einige Fragen an Schwarze Wolke.

Der Mediziner saß in seinem Tipi und erwartete ruhig den Ansturm. Seine Augen glitzerten. Ihm war der rettende Einfall gekommen...